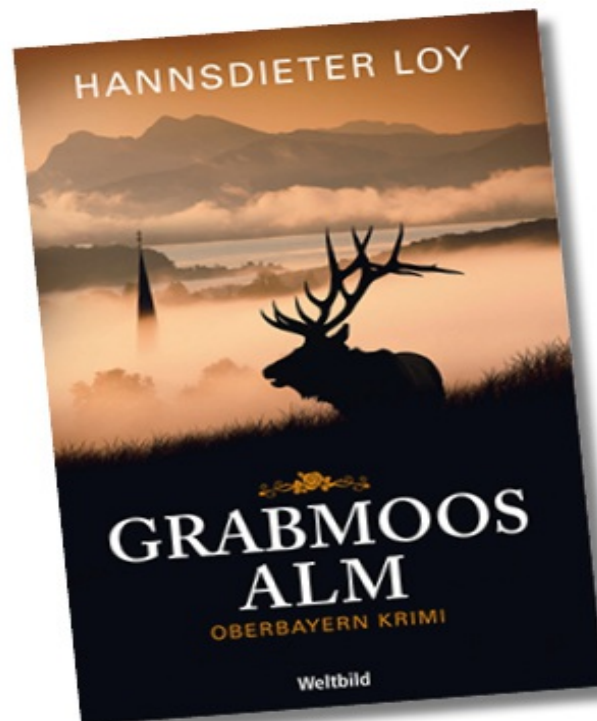


Weltbild

HANNSDIETER LOY

LOY-BUNDLE



Spiel des Todes

Liebe und Mord in Rosenheim

Clara Gray, schön, sexy und talentiert, ist der umjubelte neue Fernsehstar der Szene. Doch bald schon ist sie tot, grausam ermordet in ihrem Haus am Chiemsee. Verdächtige gibt es zuhauf. Eine harte Nuss für Rico Stahl – genannt der bayerische James Bond –, der nach der Pensionierung von Kriminalrat Ottakring die Rosenheimer Mordkommission übernommen hat. Auch weil er Clara besser kannte, als ihm jetzt lieb ist. Doch seine Erfahrung als früherer BKA-Ermittler macht sich gleich im ersten Fall bezahlt, und er kann den Kopf noch einmal aus der Schlinge ziehen.

Sakramentisch!

Wirbel im Rosenheimer Land

Kriminalrat Ottakring liebt Weihnachten. Saublöd, dass er, der Pensionär, ausgerechnet in der Weihnachtszeit in einen Überfall gerät. Und es soll nicht der einzige Raubzug bleiben: Ein Trachtengeschäft, ein mit Schmuckhändlern voll besetzter Bus und sogar ein Bordell müssen dran glauben. Rico Stahl spannt seinen Vorgänger Ottakring zähneknirschend in die Ermittlungen ein. Sakramentisch, was im Rosenheimer Land dabei so alles ans Tageslicht kommt. Und is der Weg a no so steil, a bisserl wos geht allerweil.

Grabmoosalm

Tödliches Oberbayern

Auf der düsteren Grabmoosalm tötet die alte Moserin in einem Moment geistiger Umnachtung ihre Tochter. Kriminalrat Joe Ottakring, dessen demente Mutter zusammen mit der Moserin in einem Rosenheimer Wohnstift lebt, geht der Sache nach. Dann geschieht im Seniorenheim ein weiterer Mord. Besteht ein Zusammenhang zwischen den Fällen? Als es Ottakring gelingt, Details aus der Vergangenheit der Moserin aufzudecken, überschlagen sich die Ereignisse, und ein Verwirrspiel um Gut und Böse, Wahrheit und Täuschung beginnt.

Der Autor

Hannsdieter Loy war Amateurboxer und Volleyballtrainer, Jetpilot, Kommandeur in einem Kampfgeschwader und Direktor in der Industrieversicherung, bevor er sich ganz dem Schreiben widmete. Nach Kurzgeschichten, Biografien, TV-Drehbüchern und phantastischer Literatur veröffentlichte er einen Hunderoman und einen München-Thriller. Er lebt in Oberbayern und in Spanien.

Hannsdieter Loy

Spiel des Todes

Sakramentisch!

Grabmoosalm

Oberbayern Krimi

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild Retail GmbH & Co. KG,
Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Spiel des Todes

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Hermann-Josef Emons Verlag

Covergestaltung: Alexandra Dohse – www.grafikkiosk.de, München

Titelmotiv: plainpicture, Hamburg (© BY)

Sakramentisch!

Copyright der Originalausgabe © 2011 by Hermann-Josef Emons Verlag

Covergestaltung: Alexandra Dohse – www.grafikkiosk.de, München

Titelmotiv: mauritius images, Mittenwald

(© imageBROKER/Digfoto; © imageBROKER/Paul Mayall)

Grabmoosalm

Copyright der Originalausgabe © 2012 by Hermann-Josef Emons Verlag

Covergestaltung: Alexandra Dohse – www.grafikkiosk.de, München

Titelmotiv: mauritius images, Mittenwald

(© imageBROKER/Martin Siepmann); www.shutterstock.com

(© Mighty Sequoia Studio)

E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-95569-433-3

HANNSDIETER LOY




SPIEL
DES TODES

OBERBAYERN KRIMI

Weltbild

Liebe ist im Grunde eine chemische Reaktion.
Aber es macht Spaß, nach der Formel zu suchen.
Hildegard Knef

Liebe ist eine tolle Krankheit.
Da müssen immer gleich zwei ins Bett.
Oberbayrische Volksweisheit

TEIL 1

CLARA

Herbst 2010, Justizvollzugsanstalt Stadelheim

»Sind Sie verheiratet?«, frage ich ihn.

»Nein.«

»Sind Sie geschieden?«

Schweigen.

»Also unverheiratet. Ledig.«

»Gewissermaßen, ja. Meine Frau wurde ermordet.«

Die Frau hieß Clara. Ein perfekter Name für ein Mordopfer.

Wieder einmal bin ich Kriminalrat Ottakrings Spuren gefolgt und auf Dr. Adrian Luger gestoßen, den international bekannten Banker. Ich habe mich über eine Stunde mit ihm unterhalten. Luger erwies sich als gescheit und gebildet. Er war ein Raubtier der internationalen Finanzwelt, rassig, arrogant, brillant – gewesen.

Seit letztem Jahr sitzt er im Gefängnis. Zu acht Jahren und sechs Monaten Haft verurteilt wegen Milliardenbetrugs. Die Richterin sprach Luger mildernde Umstände zu, denn er war geständig gewesen, hatte mit den Behörden kooperiert, Reue gezeigt und nicht zu fliehen versucht.

Die Richterin – eine einhundertneunundvierzig Zentimeter große Person mit Kurzhaarschnitt und leiser Piepsstimme – war mit mehr als hundert Briefen von Opfern überschüttet worden, die meisten geprägt von Fassungslosigkeit und Hass. Zu den Opfern zählten auch zahlreiche prominente Politiker, Filmstars, Sportler und Wirtschaftsgrößen, was für Medien und Öffentlichkeit ein gefundenes Fressen war. Schadenfreude leuchtete wie Vollmond in tiefschwarzer Nacht durch die Gazetten. Rund eine Milliarde Euro konnte aus Lugers Privatvermögen sichergestellt werden. Ein Großteil der Anlegersumme gilt jedoch als verloren.

Dass er geschieden war und seine einstige Ehefrau tot, erfuhr ich erst von Luger selbst. Ich war längere Zeit im Ausland gewesen und hatte die Meldungen nicht verfolgt. Mehr oder weniger ahnungslos war ich zu ihm in den Bau gekommen.

Luger starrt mich aus großen Augen an.

»Was ist?«, frage ich. »Hab ich ein Loch in der Stirn?«

»Diese Tränensäcke«, sagt er. »Und Ihre schiefe Nase. Unglaublich.«

Na klar. Wenn man so gut aussieht wie Luger, fällt einem so etwas auf. Ich erhebe mich und gehe.

Seine ermordete Exfrau hieß Clara Gray, und ihre Geschichte beginnt im Januar 2001.

EINS

An einem Tag ist alles leer, dann wieder kommen sie in Scharen. Die beiden leuchtend gelben Wagen der Zahnradbahn auf den Wendelstein waren voll. Kein Sitzplatz war mehr frei. Seltsamerweise wollte ausgerechnet an diesem frostigen, ereignislosen Tag alle Welt auf den Berg. Es schneite, und die Luft war eiskalt, obwohl das Thermometer an der Außenwand der Talstation nur drei Grad minus anzeigte. Wind trieb die Flocken gegen die vier hohen, schmalen Bogenfenster, deren Bleiglas viel bleiches Winterlicht in die Innenhalle ließ. Die Flocken schmolzen an den Scheiben und bildeten schmale Rinnsale.

Maria Schwarz warf die Haare nach hinten, schob die Tür der Führerkabine zurück und blickte über den Bahnsteig nach hinten.

»Hey, wann kommt der endlich?«, rief sie Roland, ihrem Kollegen, zu. Roland trug die Dienstkleidung der Wendelsteinbahn, einen blauen Anorak mit Aufdruck und dunkler Hose, und saß im Rollstuhl, in dem er nervös auf und ab fuhr. »Ich kann nicht ewig warten. Um zwölf ist Abfahrt.«

»Keine Ahnung. Mir wissen von nix. Aber so ein Herr ist halt gewohnt, dass alle strammstehen und warten, bis er da ist.«

Maria fuhr die Tür wieder zu, streifte die wollenen Diensthandschuhe über und schlang die Arme fröstelnd um den Leib. Elf Uhr fünfundfünfzig, sechsundfünfzig, siebenundfünfzig. Sie nahm den Blick nicht vom Rückspiegel.

Dann sah sie Roland mit den Armen fuchteln und etwas rufen. Sie schob die Tür wieder auf. »Kimmt er endlich, Roland?«

Die Frage beantwortete sich von selbst. Drei kindsgröße Figuren, bemalt, behängt und maskiert, trippelten auf den Bahnsteig. Caspar, Melchior und Balthasar, die Heiligen Drei Könige, rannten zum hinteren Wagen, jemand öffnete ihnen die Tür von innen, und sie sprangen hinein.

Als Kind hatte sich Maria auch als einer von ihnen verkleidet und Äpfel, Kuchen und kleinere Geldbeträge bei den Nachbarn eingesammelt. Die Sternsinger waren heute, am Heilig-Drei-Königstag, allgegenwärtig.

Ein großer, athletischer Mann – elegante dünne Lederjacke und ungeeignet dünne Schuhe – kam mit der Technik der Eingangssperre des Talbahnhofs nicht zurecht. Er hatte Mühe, sich in Hast hindurchzuzwängen. Kurzerhand hechtete er mit einer perfekten Flanke über die Sperre. Dann setzte er sich in Trab, riss den Arm hoch und checkte im Laufen seine Armbanduhr. Roland raste im Rollstuhl auf ihn zu, wendete blitzschnell und schob den Mann an glotzenden weißen Gesichtern hinter Panoramafenstern vorbei zum Führerstand.

Der ist nicht so spät dran, wie ich befürchtet hab, dachte Maria. Sie kannte sein Gesicht von tausend Fotos in der Presse und aus Hunderten Sportschausendungen.

»Kommen Sie, Herr Hummer«, rief sie und klopfte auf den Notsitz am Fenster. »Steigen Sie ein.« Dann besann sie sich und legte ein halbherziges »Willkommen in der

Wendelsteinbahn« nach. »Servus, Roland«, rief sie hinaus, als der Herr sich in den engen Notsitz gequetscht hatte und sie die Tür wieder zuschob.

Maria hantierte an der Konsole, legte einen Schalter um, bewegte einen kleinen Hebel, schaltete die Außenlichter ein. Der Zug setzte sich unmerklich in Bewegung.

Hummer sprach kein Wort. Er lächelte sie nur an.

»Wendelsteinbahn«, sagte Maria, nur um etwas zu sagen. »Es gibt nur zwei Zahnradbahnen in Deutschland. Eine ...«

Hummer nickte.

Maria nahm den Blick von der Strecke und musterte ihren Fahrgast. »War nicht leicht, diesen Platz hier vorn zu bekommen, oder?«

Hummer zuckte mit den Schultern und ließ zwei perfekte Zahnreihen im gebräunten Gesicht sehen.

Sie hatten die Bergauf-Geschwindigkeit von fünfzehn Stundenkilometern erreicht. Der Zug schwebte wie auf Wolken und rüttelte und rattete nicht. Er machte keinen Mucks. Maria hatte die Hände in den Schoß gelegt.

»Kennen Sie Cary Grant?«, fragte sie.

Hummer sah nach vorn hinaus. Bäume flogen vorbei. Lautlos und unerbittlich senkte sich der Schnee auf die obersten Äste des Bergwalds.

»Klar. Engländer.« Das erste Wort, das er über die Lippen brachte. »Wurde grade fünfzig Jahre alt. ›Notting Hill‹. ›Bridget Jones‹. Und?«

»Falsch. Nicht Hugh Grant. Cary Grant. Eigentlich Alexander Archibald Leach. 1986 gestorben. ›Über den Dächern von Nizza‹. ›Charade‹. Sie sehen ihm ähnlich.«

»Da schau her.« Uly Hummers Blick blieb länger als nötig an Maria Schwarz hängen. »Woher wissen Sie das? Da waren Sie noch gar nicht auf der Welt.«

Maria antwortete nicht. Mittelstation Aipl. Sie ließ den Zug halten. Eine Handvoll Menschen stieg aus. Ein Mann und eine Frau mit geschulterten Skiern stiegen zu. Sie legte den Hebel wieder nach vorn.

Die Cary-Grant-Kopie hüllte sich in tiefes Schweigen. Maria konnte spüren, wie sein Blick an ihr herumvagabundierte. Sie fuhren gerade in die erste oder zweite der acht Galerien ein, als er sich zu einem offenen Wort entschloss.

»Sind Sie lesbisch?«, fragte er.

Maria spürte, wie ihr heiße Röte in den Kopf stieg. Sie warf einen blitzschnellen Blick zur Seite.

»Sind Sie narrisch?«, gab sie zurück, während der Zug die seitlich offene Galerie wieder verließ.

Diese Ablenkung kostete sie fünf oder zehn Meter Bremsweg. Nur zwei Meter weiter und sie hätte ein Rudel Gämsen überfahren. Die Tiere im dunkelgrauen Winterkleid standen reglos auf den Schienen und starrten dem heranschwebenden Führerhaus entgegen, als erwarteten sie die Schwiegermutter zu Besuch.

Signal geben wollte Maria nicht. Die empfindlichen Tiere wären zu Tode erschrocken. Sie beugte sich hinüber, fuhr die Schiebetür zurück und ließ sie wieder zufallen. Der kurze

Knall verscheuchte die Gämsen. Drei sprangen nach rechts den Steilhang hinunter, zwei flüchteten nach links über die Hügelwiese.

»Die kommen zurück«, sprach Maria mehr zu sich selbst. Sie vermied es, Hummer anzusprechen oder ihn etwa versehentlich zu berühren. Behutsam setzte sie den Zug wieder in Bewegung.

Die zwei Chaos-Gämsen kamen in einem Höllentempo von ihrer Wiese zurück, machten Millimeter vor dem Führerhaus einen Riesensatz über die Geleise und stürzten sich den tief verschneiten Hang hinunter.

»Also?« Hummer sah sie herausfordernd an.

Maria hatte sich die Antwort überlegt. »Freili«, sagte sie. »A ganz a wuide Lesbe. Aber mir machen wenigstens keine Männer net unglücklich.« Sie zeigte ihm den Vogel. »Ist Ihnen die Kälte zu Kopf gstiegn? Ihr Hirn ist total eingefroren, gell?«

Als der Zug die Bergstation erreichte und sie ausgestiegen waren, machte er einen neuen Anlauf. »Hast du einen Augenblick Zeit?«, sprach er sie an.

Maria musste eh auf den nächsten Zug bergab warten. »Freili«, sagte sie. »Auf einen Kaffee immer. Bin i von dir eingeladen?«

Hummer hatte es geschafft, sie neugierig zu machen. Ein ziemlich gut aussehender Mann, dachte sie, der Uly Hummer. So wie er sie ansah, konnte er sie unmöglich für lesbisch halten. Dieses ironische Lächeln, mit dem er sie bedachte, dieser gewollt jugenhafte und charmante Blick, das waren Werkzeuge, eine Frau zu erobern, nicht sie zu verschrecken. Obwohl Maria bisher nur einen einzigen Freund gehabt hatte, hatte sie ein tiefes Gespür dafür, was Männer wollten. Sie und lesbisch! Eher würde sie einem Fisch den Kopf abbeißen. Eher für immer auf den Bauernhof ihrer Eltern ziehen.

Als sie in die Bierstube kam, hatte er bereits an dem blank gewienerten Holztisch neben dem grünen Kachelofen von 1883 Platz genommen und telefonierte.

»... Nein, sie ist genau die Richtige, wenn ich dir's sag. Gut aussehend, Sex-Appeal, schlagfertig, bewegt sich gut.«

Sie bestellte Kaffee, er ein Weißbier. Beide schwiegen. Er zog einen kleinen Block aus der Innentasche der Jacke, befeuchtete den Zeigefinger und blätterte.

Sie beobachtete ihn, während er das Papier durchging. Alter Ende vierzig aufwärts. Durchtrainierter Körper, dienstagabends und samstagnachmittags Tennis. Braunes, viel zu dünnes Lederjäckchen mit einem Modelabel an der linken Brustseite, das sie nicht kannte. Designerjeans. Leichtes Grübchen am Kinn. Teures Rasierwasser. Gepflegte Hände. Graue, lebendige Augen.

Uly Hummer, Präsident des FC Bavaria München. Dass sie den einmal so aus der Nähe zu sehen bekam. Was wollte er von ihr? Nur flirten? Wo er sie doch für eine Lesbe hielt? Was wollte er überhaupt hier oben? Sie hatte nur die Nachricht erhalten, der große Uly Hummer wünsche im Führerhaus der Wendelsteinbahn mitzufahren.

Hummer hatte seinen Block fallen gelassen, den Blick gehoben und sah Maria in die Augen. Geschmolzene Schneeflocken glitzerten in ihrem Haar, ihre Augen blitzten nur so vor Gesundheit und guter Laune. Sie strahlte eine naive und urwüchsige Sinnlichkeit aus,

die einen Mann durchaus in Schwindel versetzen konnte.

»Hast du gehört, was ich grad am Telefon gesagt hab?«, fragte er in gutem Münchnerisch.

Maria fiel auf, dass die grauen Augen hart wie Kieselsteine geworden waren. Es war ein Ausdruck, wie sie ihn noch nie in einem Gesicht gesehen hatte. Mal sehen, was kommt, dachte sie.

»Gegen den Wind«, sagte er. »Schon mal gehört? Nein? Na ja, wie auch. Sie suchen die Hauptdarstellerin für diese Soap. Ein Mädels, das auf dem Reiterhof des Vaters aufwächst und seine Homosexualität entdeckt. Da würdest du genau reinpassen. Das hab ich dem Dieter auch gesagt. Klar, dass du nicht selber lesbisch bist, das merkt man auf den ersten Blick.« Er musterte sie ausführlich von oben bis unten. »Aber du könntest eine spielen.«

Maria errötete ein wenig. »Also ich soll die Hauptrolle in ›Gegen den Wind‹ spielen. Und was ist die Gegenleistung?«

Hummer entblößte seine beiden Zahnreihen. »Hahaha. Du kannst mit mir schlafen oder mit dem Dieter. Aber du musst nicht. Du musst nur beim Casting auftauchen. Und dann schauermal.« Wieder zückte er sein Mobiltelefon und gab eine Nummer ein. Maria schielte hinüber und registrierte die Vorwahl 089 für München.

Die Bierstube um sie herum hatte sich mit Menschen mit winterblassen Gesichtern gefüllt. Es wurde laut. Die Sternsinger wanderten von Tisch zu Tisch. Genau wie sie selbst damals in Kindertagen zur Winterzeit. Sie aber mochte am liebsten den Frühling. Marias Gedanken wanderten für eine Minute zurück zum Hof ihrer Eltern.

Vor dem Haus und unter der Veranda blühen riesige Rhododendronbüsche. Eine Rasenfläche senkt sich abwärts zu dem Feld, auf dem die Obstbäume in früher Blüte stehen und ein paar Schafe weiden. Ihr Elternhaus ist wie eine Burg, erbaut aus dem Gestein der Gegend, das über Generationen hinweg durch Wind, Sonne, Regen und Schnee zu einer undefinierbaren Farbe zwischen Mausgrau und Maisgelb verwittert wäre, wenn Vater es nicht vor einem Jahr gestrichen hätte, sodass es nun in frischem Weiß erstrahlt. Der Hof steht in einer Mulde, den Bergwald im Rücken, über einen Kilometer entfernt von den anderen Häusern des kleinen Dorfs. Im Erdgeschoss ist eine kleine Holzkapelle an das Haus angebaut. Abgesehen von drei ausladenden Holzbänken und einem breiten Steinquader, der einst als Altar diente, ist die Kapelle leer. Manchmal stellt Maria einen frischen Strauß Blumen auf den Stein.

Gapperding ist der Name dieses Einödhofs, auf dem Maria Schwarz aufwächst.

Es ist Sonntag. Ihr Vater, in ledernen Kniebundhosen, Hosenträgern und einem warmen Wolljanker um die Schultern, ruft sie vom Balkon aus zurück. Er hat die Arme auf das geschnitzte Holzgeländer gestützt. »Maria, Maria!« Ihr Pap ist ein hagerer, knochiger Mann mit verblässigem rotblondem Haar, das der Wind über der Stirn aufstellt. Er hatte Krebs, und man hat ihm den Magen herausoperiert. Auch sein Augenlicht hat nachgelassen.

Das macht sich Maria zunutze, denn sie will hinunter zum Weiher, kaum hundert Meter

vom Haus entfernt. Ihr Gang verändert sich, während sie durch die flache Mulde abwärtsgeht, an den Schafen vorbei. Sie hat die Strümpfe ausgezogen, trägt die Schuhe in der Hand und geht barfuß.

»Maria, Maria!«, hört sie verschwommen. Über die Schulter schaut sie zurück. Er hat die Hände um den Mund gelegt, aber der Wind verweht sein Rufen. Ihr Vater, alleinerziehend nach Mams Tod, ist ein aufbrausender, beherrschender Mann. Doch ihr gegenüber verhält er sich meist sanftmütig und untadelig. Auch wenn er meint, Herr über ihren Körper und ihre Seele und ihr ganzes Leben zu sein, als besäße er das Recht, Maria zu verwalten, zu verkaufen oder zu verschwenden. Er hütet sie wie seine Schafe und sein Vieh.

Sie lässt sich nicht aufhalten. Der Pap kann sie nicht sehen. Im Gehen pflückt sie die Gummis von den Zöpfen und lässt das Haar herunter. Ein Schaf ist ihr gefolgt und beschnüffelt die nackten Füße, noch bevor sie ins Wasser eintauchen. Sie fährt zärtlich durch den dichten Pelz des Tiers, während die Zehen beider Füße abwechselnd kleine Spritzer im Weiherwasser aufwirbeln. Sie saugt die Waldluft in tiefen Atemzügen ein, die den Kopf frei machen. Möglich, dass sie in dem Moment, als das Wasser ihre beiden Beine bis zum Knie umspielt, eine Ahnung davon bekommt, was Begierde sein kann. Begierde, die den Atem stoppt oder die Lungen zum Platzen bringen kann. Begierde, die entsteht, wenn das Schaf die raue Zunge an ihren Waden reibt. Pure Lust, die sie zwingt, ihren Blick von den nackten Beinen im Wasser zu nehmen. Dieses erste schemenhafte Bewusstsein von Begierde – und davon, Objekt der Begierde zu sein – ist, als verdichtete sich die Luft, die sie umgibt, und rufe ein erstes vages Vorgefühl des Erwachsenseins hervor.

Nur in der Schule, die sie mit dem Schulbus erreicht, kommt sie mit anderen Kindern zusammen. Mit den Mädchen und Buben des Dorfs und aus den umliegenden Dörfern. Vor Monaten noch hat sie die Buben nicht einmal bemerkt oder sich über ihre Frechheiten ärgern müssen. Seit wenigen Wochen aber ist da etwas, was die jungen Kerle interessant macht. Immer öfter ist's sie selbst, die neckt und über die blöden Witze kichert. Jeden Abend freut sie sich auf den Morgen in der Schule und die Schüler. Und sie hasst jedes Wochenende, das sie auf Gapperding im Gefängnis ihres Vaters zu verbringen hat. Kein Kindergeburtstag, keine Nikolausfeier, kein Sportverein, kein Zitherspielen, kein Schuhplattln wie bei den anderen. Immer der gleiche Trott. Der Pap, die Kühe, die Schafe und ich.

Auch möglich, dass Maria sich über die Erwartungsfreude, die sie an jenem Sonntag gepackt hat, ihre Gedanken gemacht hat. Dass sie – bis zu den Knien im Wasser, die Hände im Schafspelz verkraut – überrascht war über die Bereitwilligkeit, mit der sie sich bisher in ihr Schicksal ergab. In der Zeit nämlich, die sie benötigt hat, um dem Vater zu entfliehen und vom Haus zum Weiher zu gelangen, ist das Mädchen mit der unterdrückten und aufgestauten Sehnsucht des Kindes, die Spinnweben von den Fenstern der Vergangenheit zu wischen, zur Frau geworden.

Es ist ein Frühlingssonntag im Jahr 1995, und Maria ist vierzehn Jahre alt.

»Hey, wo bist du?« Hummers Stimme.

Es ist wie ein Erwachen. Unsicher sah sie den Mann an, der ihr gegenüber saß. Sie, das kleine Mädchen vom Land, und er, der Mächtige aus der großen Welt, der so Großes von ihr wollte. Ihr wurde ganz schwindlig.

»Der Didi ist einverstanden. Er vertraut mir halt. Du sollst dich am Mittwoch bei ihm vorstellen. Übermorgen. Gleich um neun Uhr in der Früh.«

Als er Marias fragenden Blick gedeutet hatte, setzte er nach. »Dr. Dieter Smissek. Produzent und Regisseur der Telenovela. Mein Spezl. In München. »Gegen den Wind«.«

ZWEI

So kam Maria Schwarz zum Film. Mit dem entschlossenen Gang zum Produzenten Dieter Smissek räumte sie auf einen Schlag siebenundzwanzig Konkurrentinnen aus dem Weg, die von den ursprünglich über hundert Bewerberinnen übrig geblieben waren. Auf dem besten Weg, das Casting zu gewinnen, war Zamira Bardhyl gewesen, eine bildschöne, dunkelhäutige Albanerin. Doch in dem Augenblick, als Maria Schwarz die Tür zu Smisseks Büro öffnete, hatte Zamira keine Chance mehr. Smissek war aufgesprungen, hatte Maria mit Blicken umfassen und gebellt: »O verdammt, der Uly hat recht. Du bist's!«

Um der Entscheidung einen korrekten Anstrich zu geben, musste auch Maria Schwarz vor die Jury. Chefin der Jury war die Programmdirektorin des Bayerischen Fernsehens. Sie sah gut aus und trug trendige Kleidung.

»Hallo, Maria! Ich bin Lola Herrenhaus. Dies sind meine Kolleginnen und Kollegen ...« Es waren zwei weitere Frauen und zwei Männer, deren Urteil bereits feststand. Maria musste sich in drei verschiedenen Kleidungsstücken zeigen, Kleid, Hosenanzug, Bikini, ein paar Fragen aus dem Lesebuch für Grundschüler der dritten Klasse beantworten und vier einfache Sätze nachsprechen. Als Siegerin verließ sie den Raum.

»Du brauchst einen Künstlernamen. ›Maria Schwarz‹, wie klingt das!«, riet ihr Lola Herrenhaus dringend. »Überleg und such dir einen aus!«

Maria schlief zwei Nächte darüber, besuchte den elterlichen Hof, redete mit den Kühen und den Schafen, mit ihrem Vater sprach sie kaum.

»Clara Gray!«, rief sie Dieter Smissek am folgenden Montag in seinem Büro entgegen.

»Okay, klingt gut. Wie bist du drauf gekommen?«

»Clara hieß meine verstorbene Mutter, und ›Gray‹ – na, Gray wie Schwarz!«

»Alles klar, Clara Gray.«

Dass sie sich für die amerikanische Schreibweise für »grau« entschieden hatte, war weder Smissek noch Maria bewusst. Beide waren des Englischen nicht mächtig.

Und dass sich die Albanerin Zamira Bardhyl mir nichts, dir nichts einer dahergelaufenen Deutschen geschlagen geben würde, entsprach weder ihrem Naturell noch dem ihrer Familie.

* * *

Die Strafe war auf Bewährung ausgesetzt worden. Gottfried Dandlberg war zum ersten Mal beim Grapschen erwischt worden. Grapschen hatten seine Verteidigerin und er es genannt. Einfach in der Disco ein bisschen hingelangt, oben und hinten. Mehr nicht. Das Gericht hatte es als sexuelle Nötigung ausgelegt. Eine Albanerin, Zamira, schöner Name, schönes Girl. Gut ausgesehen, das Chick. Dunkler Teint, langes schwarzes Haar, Augen wie leuchtender Bernstein. Gebaut wie eine Sanduhr. Mordshupen. Jedenfalls geile Schlampe, das Kind.

Die Verteidigerin hatte ihn über die Möglichkeiten informiert, möglichst gut wieder aus der Sache rauszukommen. Gottfried legte ein Geständnis ab, entschuldigte sich bei

Zamira und ihrer Familie und spielte allen Beteiligten Reue vor. Ein Jahr Gefängnis auf Bewährung. Das Beste, was erzielt werden konnte.

Das zweite Treffen Gottfried Dandlbergs mit der Bewährungshelferin war angesetzt, verschoben und schließlich auf siebzehn Uhr am Mittwoch, dem 9. Februar, gelegt worden. Die Bewährungshelferin hieß Lisbeth Gruber. Sie wirkte, als hätte sie schon Feierabend gemacht, und roch nach frischem Bier. Sie winkte Gottfried herein und ließ ihn auf dem Besucherstuhl vor ihrem Schreibtisch Platz nehmen. Wie geistesabwesend blätterte sie in einem Ordner hin und her.

Warten war etwas, was Gottfried konnte. Es war für ihn kein Stress wie für viele andere. Tagsüber wartete er in seinem mobilen Hendlstand auf Kunden. Mittags zwischen halb zwölf und eins standen sie Schlange, am Nachmittag war er froh über sechs oder sieben Portionen in der Stunde. Wenn einer sein Hendl eingepackt hatte, vielleicht noch eine Semmel und einen Krautsalat dazu, wartete Gottfried auf den Nächsten. Und in dieser Zeit des Wartens gingen ihm allerlei Gedanken durch den Kopf. So auch hier vor der Gruberin, während er mit übereinandergeschlagenen Beinen wartete.

Schnell wurde ihm klar, dass er es falsch angepackt hatte. Er durfte nicht passiv bleiben. Die Gruberin hatte den Ordner weggelegt und stellte ihm Fragen. Er blieb zunächst still sitzen und gab ausweichende Antworten. Vermutlich, dachte er sich, hat sie das so ausgelegt, als sei er schüchtern oder deppert oder als habe er etwas zu verbergen. Deshalb gab er sich einen Ruck. Sie würde nicht lockerlassen, bevor sie die Antworten auf ihre Fragen bekommen hatte. Er überlegte, was sie wohl gern von ihm hören wollte. Was höchstwahrscheinlich in das psychologische Profil passte, das sie von ihm hatte. Zunächst fing er an, knappe und harmlose Antworten zu geben. Dann setzte er sein Pferdegrinsen auf und erfand kleine Geschichten. Zum Beispiel die von Isabelle.

Isabelle, Verkäuferin in einem Rosenheimer Schuhgeschäft, folgte ihm regelmäßig zu seinen Standplätzen, wann immer sie Gelegenheit dazu hatte. Montags war er in Bad Aibling, dienstags in Brannenburg, mittwochs in Bad Feilnbach, donnerstags in Raubling, am Freitag in Pang. Überall dort, wo der Döner nicht vertreten war. Isabelle – er nannte sie Isa – war immer da. Ein Hendlgroupie. Noch nie hatte sie etwas bei ihm gekauft. Klar, sie war eine Vege und aß kein Fleisch. Sie kam nur, um zu tratschen. Manchmal ließ sie ihr Auto neben dem Standplatz stehen und fuhr in seinem Standwagen mit zu ihm nach Hause. Sie gingen ins Kino und manchmal miteinander ins Bett.

Isabelle war reine Fiktion, er erfand sie, während er von ihr berichtete. Gottfried erzählte Lisbeth Gruber auch noch ein, zwei andere erfundene Geschichten, doch sie kam immer wieder auf die von Isabelle zurück. Sie nahm sie zum Anlass, innerhalb der nächsten halben Stunde – es war inzwischen halb sieben geworden – eingehend sein Sexleben auszuforschen.

»Sie wurden verurteilt. Ich muss wissen, was der Grund war, dass Sie der Frau an die Brust und in die Hose gefasst haben. So etwas darf nicht mehr vorkommen, und ich bin dafür verantwortlich, Herr Dandlberg.«

In tiefer Ergebenheit breitete er die Arme aus und verneigte sich.

»Wie oft haben Sie Sex?«, fragte sie.

»Ab und zu.«

»Wie oft ist das?«

»Weiß nicht ...« Er erwischte sich wieder dabei, ihr auszuweichen. Doch sie wollte Konkretes hören. Also bot er ihr Konkretes.

»Eine Woche mal gar nicht. Und dann wieder vier, fünf Mal am Tag. Je nach Gelegenheit.«

»Und immer mit verschiedenen Frauen, oder?«

Freilich, wie sich's halt ergibt. Eine feste Freundin habe er nicht. Wenigstens diese Aussage stimmte.

»Verwenden Sie Kondome?«

Klar, er habe schließlich schon mal was von Aids gehört.

»Und was ist Ihre liebste Stellung?«

»Ääääh, Moment. Wieso ... Warum fragen Sie ... Gehört das denn ... Ist das denn ...?«

Die ganze Zeit über hatte er den Unscheinbaren, in sich Versunkenen, ein wenig Dämlichen gespielt. Doch nun hatte er die Signale erkannt.

»Da könnt ich Sie ja auch fragen, ob Sie einen BH über ihren Titten tragen.« Dabei sah er ihr tief in die Augen.

Das hätte er nicht tun müssen.

Lisbeth Gruber war aufgestanden und zog langsam ihren gelben Wollpulli nach oben.

»Soll ich?«, fragte sie.

Gottfried fiel die Kinnlade nach unten. »Kein BH«, stieß er voll Hochachtung aus.

»Sie sind mir eine Antwort schuldig geblieben, Herr Dandlberg.«

»Welche?«

»Welche Stellung Sie am liebsten haben. Komm her, Gottfried. Zeig mir's.«

Eine Hand hielt den Pulli über den Brüsten fest. Die andere griff in die Handtasche und warf ein rosafarbenes Kondom mit grünen Noppen auf den Schreibtisch.

Und Gottfried Dandlberg tauchte wieder ein in die Freuden des realen Lebens.